Von den modalen Hilfsverben im Deutschen [Fortsetzung]

Autor(en): **Debrunner, U.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1951)**

Heft 8-9

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420220

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von den modalen Hilfsverben im Deutschen

Von A. Debrunner

(Fortsetzung)

IV.

29. Damit würde ich, wenn ich gewissen modernen Strömungen folgen wollte, den Schlußpunkt setzen. Da ich aber immer noch die geschichtliche Forschung in der Sprachwissenschaft für die grundlegende und solideste halte, muß ich nun noch die Entwicklung der einzelnen modalen Hilfsverben nach ihrer Bedeutungsseite hin verfolgen (das ist auch deshalb nötig, weil das vorher skizzierte Bedeutungssystem stark durch Bedeutungsänderungen der einzelnen Verben beeinflußt oder von ihnen begleitet worden ist) und im Zusammenhang damit gewisse moderne Sprachfehler nachweisen und so zu meinem Ausgangspunkt zurückkehren.

30. Untersuchen wir nun der Reihe nach die Bedeutungsentwicklung der einzelnen Verben, so fällt gleich auf, daß „wissen" sozusagen keine durchgemacht hat! Von „eine Tatsache wissen" geht es gelegentlich zu „das einzuschlagende Verfahren wissen"; so etwa heute: „er weiß sich zu benehmen" oder „wer weiß das zu deuten?" Das führt zwar nahe an das „Können" heran, aber das Deutsche bleibt bei „wissen" näher an der geistigen Fähigkeit als das Französische bei savoir (dessen Grundbedeutung „Verständnis, Verstand", nicht „Wissen" ist: lateinisch sapere); darum übersetzen wir eben il sait nager nicht „er weiß schwimmen" (oder „zu schwimmen"), sondern mit „er kann schwimmen". Warum dieses starke Beharrungsvermögen von „wissen"? Wohl daher, weil es ein objektives, rationales, intellektuelles Verbum ist: entweder Wissen oder Nichtwissen, aber modifiziertes Wissen wäre ein Widerspruch in sich, es wäre kein Wissen, sondern — wie uns Plato gelehrt hat — ein bloßes Meinen oder Vermuten.

31. Mit dem „Können" verhält es sich schon etwas anders. Es steht seinem Stamm nach im Zusammenhang mit „kennen, kund, Kunde" und, wie schon gesagt, mit dem lateinischen (g)novi „ich kenne" nebst cognosco „ich erkenne", ignotus „unbekannt"; all das läßt sich auf eine Wurzel gno- zurückführen, die „erkennen, wissen" bedeutet; so hat ja auch die griechische Gnosis, die religiös-philosophische Bewe-

gung, die ihre Grundlage im Erkennen sucht, davon ihren Namen. Und so ist auch der Sinn von „kann“ in den altgermanischen Sprachen „kennen, verstehen, wissen“; so z. B. im Gotischen: Matth. 26, 72 und 74 schwört Petrus: Ni kann thana mannan = „ich kenne den Menschen nicht“, an der Parallelstelle Markus 14, 71 ebenso, aber in Vers 68: Ni wait, ni kann hva thu qithis = „ich weiß nicht, verstehe nicht, was du sagst.“

32. Wie ist es zur heutigen Bedeutung gekommen? An die alte erinnert es, wenn wir noch heute sagen: „ich kann das Gedicht auswendig“, d. h. „ich habe es gelernt, es ist mein Wissensbesitz geworden, und ich habe jetzt die Fähigkeit, es auswendig aufzusagen.“ Erlerntes Wissen wird praktische Fähigkeit oder Fertigkeit, Wissen wird Können. Nun liegen aber die Akzente etwas verschieden je nach dem, was man gelernt hat. Auch das Schwimmenlernen ist zunächst eine Verstandestätigkeit: man muß wissen, was für Arm- und Beinbewegungen man machen und wie man den Atem regulieren muß; viel wichtiger aber ist nachher die technische Anwendung des Gelernten, und wir denken sicher nur an diese Seite der Sache, wenn wir sagen: „ich kann schwimmen“. Daraus erklärt es sich aber auch, daß wir zwar noch sagen können: „ich weiß das Gedicht auswendig“ und „ich kann es auswendig“, je nachdem uns im Augenblick der geistige Besitz oder die Fähigkeit der tatsächlichen Wiedergabe wichtiger ist, aber nicht neben „ich kann schwimmen“ auch „ich weiß (zu) schwimmen“ wie im Französischen je sais nager. Auch bei der Beherrschung von Sprachen ist uns die Fertigkeit des Sprechens wichtiger als der innere Besitz, der ja nur in der sprachlichen Äußerung feststellbar ist; darum „ich kann Englisch“ im Gegensatz zu je sais l'anglais. Und eben in solchen Verhältnissen ist der Anlaß zur Verschiebung der alten Bedeutung von „können“ zur neuen gegeben.

33. Wir haben aber im Deutschen einen weitern Schritt getan; das zeigen die Fälle, in denen von einer durch Lernen erworbenen Fähigkeit keine Rede mehr sein kann: „der Staroperierte kann wieder sehen“ (das objektive, physiologische Hindernis ist beseitigt); „ich kann es nicht mit ansehen“ oder „ich kann nicht anders“ (psychologische Unmöglichkeit; eine unbegreifliche fremde Macht hindert mich); „ich kann die Türe nicht aufbringen“ (es ist irgendwo ein äußeres Hindernis, oder ich habe

die Kraft nicht); „du kannst dableiben" (ich hindere dich nicht daran); und schließlich kommt es zu dem völlig unpersönlichen „es kann sein" (es besteht die theoretische Möglichkeit; mehr kann oder will ich nicht sagen). Diese letzte Stufe, die vom Ausgangspunkt, dem „Wissen", „Sichdaraufverstehen" am weitesten entfernt ist, hat sogar schon das Altisländische erreicht: kann vera = „es kann sein". Anfang und Ende der Entwicklungskette von „es verstehen" über „fähig sein" (subjektive Möglichkeit) zur unpersönlichen Möglichkeit stehen friedlich nebeneinander in den Versen des Nibelungenlieds (17, 3. 4): „Man hat es oft erlebt,

wie liebe mit leidē ze jungest lônen kan.
ich soll si mîden beide: son' kan mir nimmer missegân",

d. h. wie die Liebe es versteht, zuletzt mit Leid zu lohnen. Ich werde sie beide meiden: so kann es mir (objektiv) nie schlecht gehen."

34. Wie hat man denn für die objektive oder subjektive Möglichkeit gesagt, als „können" diesen Sinn noch nicht hatte? Auf diese Frage gibt die Geschichte von „mögen" Antwort. Dieses bedeutete ursprünglich eben „können, imstande sein"; es hängt ja mit „Macht" und „vermögen" zusammen (möglich ist ja, was man kann, nicht was man mag!), sowie mit dem slawischen Stamm mog- (russisch ja mogú „ich kann") und wohl auch mit dem griechischen mâchanâ oder mêchanê, das ein geschicktes Mittel („List, Kunst, Maschine, schlauer Ausweg") bezeichnet und auf zwei Wegen in unsre Sprache geraten ist: erstens als „Maschine" über das lateinische mâchina und das französische machine, zweitens direkt als „Mechanik" durch die Fachsprache der Technik. Diese Bedeutung: „mögen" = „können" gilt überall in der ältesten Zeit und reicht noch in die Neuzeit hinein: Luther schreibt (Jona 3, 9): „Wer weiß? Gott möchte sich kehren und ihn reuen" und in den Sprüchen Salomos 24, 17 f.: „Freue dich des Falles deines Feindes nicht . . .; der Herr möchte es sehen", und noch in Haydns „Jahreszeiten" heißt es in der „neuen Mär", die Hanne erzählt: „Mein Bruder möcht' es sehn." Das alles würden wir vom heutigen Sprachgefühl aus ganz falsch verstehen: „er möchte wohl, kann aber nicht". In unsern Mundarten lebt der alte Vollsinn „mögen" = „können" noch munter fort: „i ma's nid g'rekche" (s. o. 4), „er het en möge" = „er hat ihn überwältigt", „'s het mi möge" = „es hat mich über-

wältigt", d. h. „gekränkt"* Im Gemeindeutschen haben wir es mehr nur für ein fragliches Können, ein „Vielleicht" oder „Wohl": „viele Jahre mögen vergangen sein", „was du nur gegen mich haben magst?", „es mag gelingen", „es mag so sein", oder für ein gleichgültig geduldetes Können: „mag geschehen, was will".

35. Schon damit kommt ein stark subjektives Element hinein und damit etwas unsicher Schillerndes. Was bedeutet z. B.: „er mag morgen kommen"? Ursprünglich: „er kann morgen kommen", aber dann mit dem Unterton: „meinetwegen!" oder bestimmter und wohlwollender: „er soll kommen". Das Subjektive wird verstärkt durch den Konjunktiv (die „Möglichkeits"-Form): „mögest du glücklich zurückkommen!" Der Wunsch lag hier nicht im Sinn des Verbums, sondern im Konjunktiv; aber dann übernahm das Verbum „mögen" selber den Sinn des Wunsches. Mit „ich möchte" hat es eine besondere Bewandtnis: „ich mag dich nicht fragen" heißt eigentlich: „ich kann dich nicht fragen (wegen einer innern Hemmung)", dann aber: „Ich will nicht, ich wünsche nicht, es widerstrebt mir"; der Konjunktiv schwächt das ab: „ich möchte dich fragen" = „ich würde es (eigentlich) lieber unterlassen, aber ich will es jetzt doch tun"; aus dem Können ist ein sanfteres Wollen geworden, ein Wünschen! Eine ähnliche Entwicklung hat „mögen" mit einem Akkusativ gehabt: „magsch no mee?" fragen wir bei Tisch, und wir verstehen die Antwort: „i mag nüt mee" als „ich kann nichts mehr hinunterbringen" — oder auch als „ich habe keine Lust mehr". Und das wird dann auf menschliche „Objekte" übertragen: „ich mag den Kerl nicht", „sie mögen einander (gern)". Also mögen = „gern haben, lieben". Eine ganze Musterkarte von Färbungen! Das wurde bei „mögen" dadurch möglich, daß es die Bedeutung der Möglichkeit an „können" abgegeben hatte!**

* Sogar im schweizerischen Schriftdeutsch findet man es nicht selten, so besonders in der Formel: „Ich mag mich noch erinnern", wofür man sagen sollte: „Ich vermag mich noch zu erinnern" oder dann: „Ich kann mich noch erinnern." St.

** Wenn also ein junger Bursche zu einem Meitschi sagt: „I ma di", meint er etwas ganz anderes, als wenn er genau dasselbe vor einem Ringkampf zu seinem Gegner sagt (wenigstens in seinen Gedanken). Obschon auch sogar Goethe geschrieben: „Es mögen mich ihrer so viele", ist dieser Gebrauch nie allgemein üblich geworden, und wir hören aus der Übersetzung eines englischen Romans doch den Schweizer heraus, wenn wir lesen: „Joseph war froh, daß Antipas nur selten an-

36. Ist es bei dieser Mannigfaltigkeit erstaunlich, wenn sich nicht alle Leute in diesen Feinheiten der Färbungen zurechtfinden? Zu Beginn hörten wir von dem Einzahlungsschein, dessen sich die Mitglieder „bedienen möchten". „Die vielen schweizerischen Unzufriedenen . . . möchten sich doch einmal zu Gemüte führen . . ." ; das meinte der Zeitungsschreiber als einen frommen Wunsch ohne viel Hoffnung; er spricht es aber als eine Tatsache aus. Ebenso der Verfasser einer Zeitungsanzeige: „Bewerberinnen . . . möchten Offerten einreichen" (hier wird die Behauptung allerdings stimmen!); in einem Zeitschriftenaufsatz eines Deutschen las ich: „Wer (über das und das) schreibt, möchte sich doch immer die Mahnung . . . angelegen sein lassen . . ." (das ist wohl ein Irrtum; übrigens vermischt er auch noch zwei Wendungen: „es sich angelegen sein lassen" und „die Mahnung beherzigen"). Sogar ein Budget äußert einen Wunsch: „Mit Rücksicht auf die kurze Zeit bis dahin möchte das Budget vorerst beraten werden", schreibt ein Finanzdirektor; im selben Artikel „möchte die Streikdebatte verschoben werden" — hoffentlich hat ihr der betreffende Große Rat diesen Wunsch erfüllt! (vgl. „Sprachspiegel" 1947, S. 64 und 80). Auch Gebäude haben Wünsche: „Diese Gebäude möchten zu wohnlichen Zwecken eingerichtet werden"; das stand vor Jahren in einer deutschen Zeitung; es war dadurch entschuldigt, daß ein Stück weit zurück von einem Antrag die Rede war, so daß man mit gutem Willen so verbinden kann: „der Antrag, die Gebäude möchten eingerichtet werden". Um wieder in die engste Heimat zurückzukehren: wer hat noch nie in einer Sitzung gehört: „Wär däm zuestimmt, möchti's mit Handerhäbe (!!) bezüge"? Und doch ist die Heilung solcher Schäden höchst einfach: „Die Mitglieder mögen sich bedienen" oder: „Wir ersuchen die Mitglieder, sie möchten sich bedienen". Noch einfacher wäre, das überflüssige „möchte" überhaupt wegzulassen: „Wir ersuchen Sie, sich zu bedienen". Das wäre auch in folgendem Fall angemessen gewesen: „Gott gebe, daß . . . du mich noch

gerufen zu werden brauchte, denn er mochte ihn weder noch traute er ihm." In der Gegenüberstellung zu dem Vollverb „trauen" durch das doppelte Bindewort „weder — noch" wirkt „mögen" doch zu schwach, zu hilfszeitwörtlich. Freilich wenn wir sagen: „Er mochte ihn weder leiden noch traute er ihm", ist das schon wieder zu stark, und es ist nicht leicht, hier das englische „he did not like him" genau wiederzugeben. St.

um viele Jahre überleben möchtest" — eine sonderbare Zumutung eines Pfarrers: hoffentlich gibt dir Gott den Wunsch ein, mich lange zu überleben! Er meinte natürlich: „Gott gebe, daß du mich überlebest!"

37. Den Schweizern scheint auch der Unterschied zwischen „mag" und „möge" Mühe zu machen: „Möge er noch so schrullig und launig (nein! vielmehr launisch) sein — Venedig bleibt Venedig" (aus einer Zeitung; der Verfasser verrät sich auch durch die Mehrzahl „die Koffern" als Schweizer); und ein Student äußert sich: „Möchte alles ‚im Flusse' liegen, die Würde und Freiheit des Menschen bleibt bestehen" (er meinte natürlich: „mag auch alles im Flusse sein"). In einer Nachricht der Agence France Presse fand ich: „Was auch geschehen möge, werde ich nicht nach Belgrad zurückkehren"; auch da neben dem „möge"-Fehler noch ein zweiter: die falsche Umstellung „werde ich" statt „ich werde" (oder „so werde ich"); wo diese Übersetzung aus dem Französischen verbrochen wurde, weiß ich nicht. (Schluß folgt)

Von der Zeit*

Schon die alten Lateiner haben es gewußt: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis — die Zeiten wandeln sich, und wir uns mit ihnen." „Flüchtiger als Wind und Welle ist die Zeit, was hält sie auf?" singt Hebbel, sie, die Zeit, die Le Maistre bezeichnet als den „Minister Gottes auf Erden" und von der Montlosier behauptet, daß sie die „oberste Gottheit der Politik" sei. Goethe spricht vom „sausenden Webstuhl der Zeit". Sicher ist es, daß das „Rad der Zeit" unaufhaltsam weiterrollt, und da wird es denn „höchste Zeit", daß sich einmal jemand „die Zeit nimmt" (und sei es auch zu „nachtschlafender Zeit", weil ihm am Tag „die Zeit dazu fehlt"), einmal ein wenig über die Zeit zu plaudern! Denn Mephisto hat nur allzu recht, wenn er sagt: „Gebraucht die Zeit, sie geht so rasch von hinnen." Deshalb heißt es auch, „die Zeit nützen, sparen, sie zu Rat halten", ja sie geradezu „auskaufen", denn „Zeit gewonnen, alles gewonnen"! Man hüte sich dann wohl, die kostbare „Zeit totzuschlagen", sie „zu vergeuden"; sonst werden wir immer „Zeitmangel" haben, und der ist ohnedies „zeitgemäß", eine „Zeiterscheinung". In „mageren Zeiten" trösten wir uns, daß „die Zeit Rosen bringe", oder wir sagen: „Kommt

* Aus technischen Gründen sind dieser und der nächste Beitrag in anderer Schrift gesetzt.